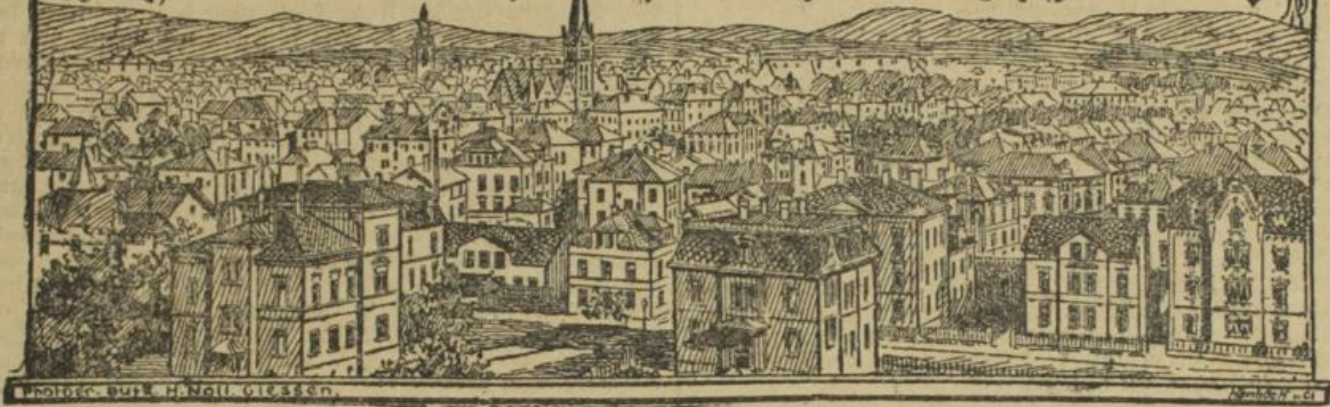


Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Geheimrat Kersten hatte ein Telegramm bekommen, daß sein Sohn schwer erkrankt in Dabburg liege. Dora zeigte ihm das Telegramm, welches das Verunglückten Spaldings meldete. Auch diese Nachricht schien Kersten zu erschüttern.

Dora brachte es nicht fertig, den gebrochenen Mann noch mit der Nachricht zu erschrecken, daß ein Duell zwischen Spalding und seinem Sohne stattgefunden hatte, und daß beide schwer verwundet seien.

Tante Schottelius kam zurück, und da der Geheimrat hinausging, um nach der Expedition seines Gepäcks zu sehen, konnte Dora der Tante noch warnend sagen:

„Daß du ihm ja nichts von dem Duell erzählst! Der alte Mann ist vollständig gebrochen. Er erfährt alles zeitig genug, wenn er zu Hause ankommt. Daß Spalding mit dem Pferde gestürzt und schwer verletzt ist, habe ich ihm mitgeteilt.“

„Ja, ja,“ antwortete die Tante, „man muß Rücksicht auf ihn nehmen, er erfährt alles noch früh genug. Unglücksnachrichten kommen nie zu spät, und wer weiß, was uns erwartet, wenn wir die Heimat erreicht haben.“

Im Innern ihres Herzens aber war Frau Schottelius außer sich darüber, daß sie das Geheimnis von dem Duell nicht an den Mann, das heißt an den alten Geheimrat, bringen konnte, und sie hoffte, es würde sich unterwegs doch noch eine günstige Gelegenheit bieten, um die schlimme Nachricht ihm zu verhehlen.

Dann wurde die Weiterfahrt angetreten über Stuttgart nach Karlsruhe. Dora und die Tante wollten dort übernachten; der Geheimrat wollte die Nacht durchfahren und früh in Dabburg eintreffen.

Wenn es nach der Unruhe in Dora gegangen wäre, hätte sie ihn auf der Nachtfahrt begleitet. Aber jetzt, wo der Geheimrat wieder nach Dabburg kam und dort die Leitung des Generalbureaus übernehmen konnte, war für Dora erst recht keine Veranlassung vorhanden, so rasch zu reisen, keine Veranlassung wenigstens der Deffentlichkeit gegenüber.

Wieder saßen nach der Abfahrt von München die drei Personen allein im Abteil erster Klasse, und erst nach einer Stunde begann der alte Geheimrat zusammenhängend zu sprechen und zu klagen. Es schien jetzt der Augenblick gekommen, wo er sein Inneres entlasten mußte:

„Wir haben Schreckliches durchgemacht!“ sagte er zu Dora, der er gegenüber saß. „Die ersten Tage in Meran gingen, dann packte meinen armen Sohn das Fieber, und ich habe geglaubt, es sei aus mit ihm. Auch die Ärzte schüttelten die Köpfe und schienen wenig Hoffnung zu haben. Sie sagten, sein Herz sei sehr angegriffen, und es sei fraalich, ob es die

schweren Fieberanfalle aushalten könnte. Doch das Schrecklichste war für mich das, was ich aus den Fieberphantasien meines Sohnes erfuhr. Was hat er gelitten, der arme Junge, welche schrecklichen sechs Jahre liegen hinter ihm!“

Aus den Augen des alten Herrn flossen Tränen, und es dauerte lange, bis er sich so weit gefaßt hatte, um wieder sprechen zu können.

„Warum haben Kinder kein Vertrauen zu den Eltern? Warum hat mir mein Sohn nicht gesagt, was ihn bedrückte? Aus Herzensnot ist er nach den Kolonien gegangen, in Herzensnot und Jammer hat er dort gelitten, weil er eine Frau liebte, die nicht für ihn erreichbar war. Und vielleicht war es doch recht töricht von ihm, vielleicht wäre es dennoch möglich gewesen, ihn glücklich zu machen, denn die Frau wurde frei, sie wurde Witwe. Sechs Jahre lang hat der arme Junge sich gequält und mit sich gekämpft. Ja, er ist mutig, tapfer und hart; aber das, was sein Gemüt bedrückte, wurde schließlich doch stärker als die Kräfte des Körpers. Deshalb kam er endlich nach der Heimat zurück.“

Kersten trocknete wieder seine Tränen und sah dann starr eine Zeitlang zum Wagenfenster in die Landschaft hinaus.

Nach einer längeren Pause, die Dora nicht zu unterbrechen wagte, nahm er das Gespräch wieder auf:

„Gerade als wir glaubten, es wäre zu Ende mit dem armen Lothar, ging das Fieber zurück. Er erholte sich überraschend schnell; aber der behandelnde Arzt meinte, es sei nicht der letzte Anfall. Doch Lothar ging mit mir aus, er machte sogar einige größere Spaziergänge. Eines Morgens war er fort, mit dem Nachtzuge war er davongefahren. Er hinterließ mir einen Brief: er müsse fort, das Leben habe keinen Wert für ihn, wenn er nicht Gewißheit habe. Er bäte mich dringend um Entschuldigung, und ich sollte mich nicht beunruhigen; in achtundvierzig Stunden würde ich Nachricht von ihm haben. Er komme auf jeden Fall wieder zurück. Ich wußte nicht, was ich davon halten sollte, aber es blieb mir nichts übrig, als zu warten. Die achtundvierzig Stunden vergingen, und es kam keine Nachricht. Da erhielt ich gestern eine Depesche meiner Wirtschafterin aus Dabburg, in der mir mitgeteilt wurde, mein Sohn sei dort schwer erkrankt und nach einem Sanatorium gebracht worden. Er wird natürlich einen Rückfall des Fiebers haben, wie es der Arzt in Meran mir schon prophezeit hatte. Lothar muß aufs neue schwere seelische Erregungen durchgemacht haben, und daher wird der Anfall noch stärker sein, als der war, den er in Meran erlitt. Weiß Gott, was ich zu Hause finde!“

Dann kam wieder eine lange Pause im Gespräch. Der Geheimrat und die Tante begaben sich nach dem Speisewagen, um dort etwas zu essen. Dora blieb allein, und ihre Erschöpfung war so groß, daß sie durch das taktmäßige Stoßen des Wagens und die gleichmäßig schaukelnde Bewegung glücklich in Schlaf gelullt wurde. Sie mußte stundenlang geschlafen haben, ehe sie wieder erwachte.

Abends kam man in Karlsruhe an, und Dora verabschiedete sich von dem Geheimrat, der weiterfuhr. Sie

wünschte ihm von ganzem Herzen, daß er gute Nachrichten in Dasburg finden möge. Sie wünschte ihm das nicht nur für seine Person, sie wünschte es auch sich; aber sie sagte natürlich nichts davon. Sie wußte, der Geheimrat würde eine schlechte Nacht haben und voll Unruhe und Sorge sein. Und dieselbe erbärmliche Nacht drohte ihr, und den nächsten Vormittag würde sie in Bangen und Bangen die Weiterfahrt fortsetzen, die jetzt schon der alte Geheimrat antrat.

12. Kapitel.

Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter. Es kam natürlich niemand auf den Gedanken, die beiden Duellanten zur Rechenschaft zu ziehen. In einem großen Industriebezirk bestehen ganz andere Verhältnisse als in sonstigen Gegenden des deutschen Vaterlandes. Da ist alles von der Industrie abhängig, alles hat auf sie Rücksicht zu nehmen, und jeder einzelne hütet sich sehr wohl, sich mit den maßgebenden Persönlichkeiten in Konflikte zu setzen. Die untergeordneten Behörden werden gelegentlich von der Industrie unterhalten. Die Villa, in der Bergrat Spalding wohnte, und das Birkenwäldchen gehörten in das Revier des Amtsvorstehers Lenske, der gleichzeitig Inspektor auf der Theresienhütte war. Lenske wäre sehr erstaunt gewesen, wenn man ihm zugemutet hätte, seinen Chef, den Bergrat Spalding, wegen Duells der Staatsanwaltschaft zu denunzieren.

Lenske wußte ja auch nichts „Sicheres“ davon. Man erzählte sich heimlich von Ohr zu Ohr, es habe ein Duell zwischen dem Bergrat Spalding und dem Hauptmann Lothar Kersten, dem Sohne des Geheimen Bergrats, stattgefunden, und man erzählte sich ebenso geheimnisvoll, beide seien verwundet worden. Lothar hatte in Wirklichkeit das Fieber, aber daß glaubte die Deffentlichkeit nicht. Die „Eingeweihen“ züchteten die Achseln und sagten, er habe ebensowenig das Fieber, wie der Bergrat Spalding mit dem Pferde gestürzt sei. Sie seien beide verwundet, und beide schwebten in der höchsten Lebensgefahr. Auch weshalb das Duell stattgefunden hatte, wußte man, Frau Wolf war natürlich nicht so diskret gewesen, alles zu verschweigen, was sie wußte. So erfuhr man denn allmählich, daß Frau Barbara Glover, die jetzt verreist war und anscheinend allen Weiterungen und Unannehmlichkeiten aus dem Wege gehen wollte, die Veranlassung zu dem Duell gegeben hatte. Beide Männer hätten sie geliebt, und sie wollten sich gegenseitig an das Leben.

Mit dem Duell ist es nämlich wie mit dem Schmuggel: jedermann weiß, daß der Schmuggel ein Unrecht ist, aber man treibt ihn doch, und man findet nichts Ehrenrühriges darin. Auch das Duell ist ja verboten und strafbar, aber es ist doch etwas sehr Ritterliches, und selbst die eragiertesten Gegner des Duells sagen schließlich: Laßt doch den Leuten ihren Willen, wenn sie sich gegenseitig die Häse brechen wollen. Diejenigen Personen, welche an dem Duell beteiligt waren, schwiegen natürlich und wahrten pflichtgemäß höchste Diskretion. Von ihnen war nichts zu erfahren, und selbst wenn jemand töricht genug war, direkte Fragen an sie zu stellen, antworteten sie mit Achselzucken.

Mit Werner stand es nicht so schlecht, wie man zuerst geglaubt hatte. Es erwies sich, daß der Schuß nur ein Streifschuß an der rechten Kopffseite war. Allerdings, der Knochen war „geschrammt“, aber die Verletzung war nicht so schlimm, wie sie zuerst ausgesehen hatte. Besonders günstig war es, daß die Wundheilung fast ohne Eiterung verlief. Schlimm stand es dagegen mit Lothar Kersten. Nach den Gerüchten, die umgingen, konnte man sein Ableben eigentlich stündlich erwarten.

Wenn Dora nur zu dem Zwecke nach Saarlirchen zurückgekehrt war, um dort in der Nähe der Ereignisse zu sein und alle Nachrichten aus erster Hand zu empfangen, so hätte sie sich diese Rückkehr sparen können. Sie war in ihrem Schloß in Saarlirchen so vereinsamt und abgeschnitten, als lebte sie auf einer wüsten Insel. Graf Klintner war ein einziges Mal ganz klüchtig in Saarlirchen zu Besuch gewesen. Von dem Duell hatte er natürlich kein Wort gesagt. Der Geheimrat kam auch nicht; der sah im Sanatorium bei seinem Sohne. Auf einem Bettel, mit Bleistift geschrieben, hatte er Dora mitgeteilt:

Die Ärzte wissen nicht genau, ob Lothar den Typhus hat. Ist dies der Fall, so ist die Krankheit ansteckend, und ich kann das Sanatorium nicht verlassen, kann auch das Generalbureau nicht aufsuchen. Laß mir doch die wichtigsten Sachen, und nur die allerwichtigsten, hierher senden, damit ich prüfe und kurz meine Anordnungen treffe. Nach Saar-

kirchen kann ich natürlich auch nicht kommen, um euch nicht zu gefährden.“

Man sah es den Schriftzügen des alten Herrn an, wie mitgenommen er war.

Tante Schottelius verspürte natürlich große Lust, einen Besuch bei Frau Wolf zu machen, um sich dort nach dem Befinden des Bergrats zu erkundigen. Dora hatte ihr dies aber mit so heftigen Worten und in solcher Erregung unterzagt, daß die Tante den Besuch unterließ. Aber telephonisch erkundigte sie sich bei Frau Wolf nach dem Befinden des Bergrats, und Lenske meldete dem Generalbureau, wie es um Spalding stand, und die Meldungen lauteten ja recht günstig.

Erst war eine Krankenschwester bei Spalding; als er aber das Bett verließ und anfang herumzugehen, wich Graf Klintner nicht von seiner Seite. Das wäre ja schon eine Entschuldigung dafür gewesen, daß er nicht nach Saarlirchen kam.

Den alten Geheimrat hatte Graf Klintner seit der Rückkehr nicht gesehen. Er durfte ihn auch im Sanatorium nicht aufsuchen, weil Ansteckungsgefahr vorlag. Graf Klintner war das auch ganz recht. Sollte er dem alten Manne zu allem Schmerz noch sagen: „Dein Sohn hat in seiner Tobucht fast den unschuldigen Menschen, den Bergrat Spalding ins Jenseits befördert“?! Klintner wußte sehr gut, wie wohlgenügt der Geheimrat Werner war und wie er ihn mehr schätzte als einen nahen Verwandten.

Graf Klintner hatte den kranken Freund in den Garten hinuntergeführt an eine sonnige Stelle.

„Es geht noch nicht ordentlich mit dem Laufen,“ meinte Werner. „Die Beine wollen ganz anders als der Kopf.“

„Um was macht denn der Kopf?“ fragte Graf Klintner. „Der Schmerz immer noch sehr. Er ist noch ganz wund. Die Kugel hat einen ordentlichen „Schramm“ gemacht. Manchmal kommt es mir vor, als ob alle Schrauben im Gehirngestänge locker wären.“

„Sie werden schon wieder die nötige Festigkeit bekommen,“ tröstete Graf Klintner. „Nur Ruhe, Ruhe — und nicht zu zeitig in den Dienst gehen! Auf Justinus-Grube ist der Querschlag gestern fertig geworden. Obersteiger Mandlid hat es mir mitgeteilt, damit ich Ihnen die Nachricht weiter gebe. Es ist alles in bester Ordnung. Wir wollen nur hoffen, daß alles gut verläuft.“

„Mich wundert nur, daß das Gericht sich noch nicht mit der Sache befaßt,“ meinte Werner. „Wir sind damit ein paar Monate Erholung sicher.“

„Die Sache kann nicht so schlimm werden,“ sagte Graf Klintner. „Sie sind provoziert worden. Dem unglücklichen Hauptmann Kersten kann überhaupt nichts geschehen, selbst wenn er noch einmal gesund wird; denn er hat unzweifelhaft in unzurechnungsfähigem Zustande gehandelt. Das Höchste aber, was Sie bekommen, sind zwei Monate Festung, und die verleben Sie als Ferien irgendwo. Eine ehrenrührige Sache ist es ja schließlich nicht.“

„Steht es denn so schlimm mit dem Hauptmann Kersten?“

„Die Ärzte zucken die Achseln, und Sie wissen, das ist immer ein böses Zeichen. Was ihm eigentlich fehlt, weiß man nicht. Er hat hochgradiges Fieber, das allen Medikamenten Widerstand leistet, und es fragt sich nur, ob das Herz das aushält, das schon durch die früheren Fieberanfalle sehr geschwächt ist. Zweimal ist er bereits tot gesagt worden, und dann kam immer wieder eine leichte Besserung.“

„Ich wünsche von ganzem Herzen, daß er wieder gesund wird, schon um des Vaters willen,“ meinte Werner.

Gewöhnlich erst spät abends verließ Graf Klintner die Villa des Freundes, um nach Hause zu fahren, und dort bis tief in die Nacht die Arbeiten, die zur Leitung seiner Werke notwendig waren, nachzuholen.

Wenn sich Werner im Spiegel betrachtete, entdeckte er, daß er sehr blaß aussah. Er hatte außerordentlich viel Blut verloren, und die Kugel hatte fast (es handelte sich nur um ein Zentimeter) die große Schlagader, die sogenannte Temporalis, in der Schläfe zerrissen. An der rechten Seite war in den Haaren ein zwei Finger breiter Zwischenraum, den man indes nur bemerkte, wenn der Verband abgenommen wurde. Der Arzt kam täglich, und jedesmal, wenn er den Verband erneuerte, erklärte er sich von dem Fortschreiten der Verheilung der Wunde sehr befriedigt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Blinde am Meer.

Roman von Karl Böttcher-Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Was mögen in den Köpfen der Auswanderer für Gedanken liegen? Was mögen für Lustschlösser gebaut werden, die aber drüben nur allzu schnell verfallen, und ein Häufchen Näglichen Glends bleibt übrig. Die Schiffskapelle des Dampfers hatte sich jetzt auf dem Sonnendeck aufgestellt, und als die Passagiere erster und zweiter Kajüte aus dem Bahnhofsgelände traten, setzte sie mit einer lustigen Weise ein. Der große, eiserne Treppenturm wurde an das Fallreep herangezogen. An seinem Eingang prüften die Beamten die Auslandspässe und dann bestiegen die Passagiere den Dampfer.

Herzzerreißende Abschiedsliedern spielten sich an dem Kai ab, und dazu spielte die Kapelle den neuesten Schlager des Berliner Metropoltheaters.

Immer und immer noch walten die Menschen von dem Bahnhof nach dem Kai, und zu zweien passierten sie den Eingang zum Treppenturm. Der Panke mit souveräner, lächelnder Miene, der Geschäftsreisende gleichgültigen Schritts, die Mutter, das Meinsie auf dem Arm, mit tränenfeuchtem Antlitz.

Alle sind bepackt mit allerhand möglichen und unmöglichen Gepäcksstücken, oft mit den unpraktischsten.

Endlich lichten sich die Reihen, und nur noch einige Spätlinge berüsten sich, an Bord zu kommen. Die Dampfweife stößt den schrecklich brüllenden Schrei aus, der alles Geräusch umher in ein Nichts ersterben läßt.

Der Lotse besteigt mit dem ersten Offizier den Kommandoturm, die Kaiarbeiter lösen die Riesentau, der Treppenturm wird zurückgerollt, das Fallreep emporgewunden und die Ladefläche verschraubt.

Ganz, ganz langsam, unmerklich fast, setzt sich der Ozeanriesen in Bewegung.

Alle Passagiere drängen sich nach dem Steuerbord, die Kapelle spielt: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus“ — ein hundertfaches Lucherschwenken hüben und drüben, dann verhallen unter dem Rauschen der Wellen die Klänge.

Mit majestätischer Ruhe und doch rasend schnell fährt das Schiff dahin.

Die Zuschauer hatten sich längst verlaufen, nur Arda lehnte noch am Geländer der Plattform und schaute dem dahinziehenden Dampfer nach.

„Wie viele Sorgen mag das Schiff mit wegnehmen, doch die meisten bleiben da.“ sagte sie vor sich hin. Und sie kam sich jetzt verlassen vor, denn je. Sie ging langsam am neuen Hafen hin, wo die Minenleger festgemacht hatten.

Doch als einige Arbeitskolonnen, die im Bauche eines Kohlenleisters standen und die Ladung löschten, ihr unzarte Worte zuriefen, entfloß sie nach dem Anlegehöf.

Zu ihrem Heimweh kam noch ein Grauen vor dem Alleinsein, vor dem Unbeschäftigtsein.

Kaum einen Tag war sie von der Heimat fort, und schon zweimal hatte sie Worte gehört, die ihre reine Seele verletzten.

Die Welt und ihre Art waren ihr so fremd geblieben, daß erst jetzt eine Ahnung von den drohenden Gefahren in ihr aufstieg.

Stundlang saß sie nun am Anlegehöf auf der schmalen Battenbank und wartete auf den Dampfer, der endlich gegen acht Uhr eintraf.

Mit einbrechendem Abend verließ die „Silvana“ Cuxhaven und kurz vor Mitternacht machte sie an den St. Pauli-Landungsbrücken in Hamburg fest.

Schon von der Brunsbüttler Schlüsse an senkten sich graue, wassende Nebelschleier auf die Elbe, die einen feuchten Niederschlag zurückließen, und von Blaupenese an setzte dünner Sprühregen ein, und dazu war es empfindlich kalt.

An den St. Pauli-Landungsbrücken verließ Arda fast als erste das Schiff.

Sie hatte sich entschlossen, zunächst ein einfaches Gasthaus aufzusuchen, und am nächsten Tage wollte sie sich um eine Stellung bemühen, ganz gleich, welcher Art.

Aber vom Kai führten so verschiedene Straßen ab, daß sie unschlüssig war, welche sie wählen sollte. Die riesigen Gebäude, das hellerleuchtete Fährhaus, die Seewarte, auf der Höhe das Seemanns- und Tropenhaus wirkten verwirrend auf sie.

Sie ging auf eine Gruppe Menschen zu, um zu fragen, — doch was sollte sie fragen? Sie wußte ja selbst nicht, wohin sie eigentlich wollte.

So eilte sie die Pelgoländer Allee entlang. Doch die Straße war still und ausgestorben, und sie lehrte voller Furcht wieder um und ging zu den Landungsbrücken zurück.

Der Menschenschwarm hatte sich verlaufen, nur einzelne Gepäckträger und Hotelbedienten arbeiteten noch unter Schirmen und Blüden.

Von der Holzmoose, die zu Käses Hafenrundfahrt fährt, kamen eine Anzahl Burschen, und als sie Arda bemerkten, liefen sie

lachend und johlend auf sie zu. Einer faßte sie am Arm, ein anderer um die Hüfte.

Lächelndes Entsetzen ergriff sie. Sie riß sich los und rannte in Todesangst über die Straße und ein Stück die Sylter Allee hinauf.

Aber die Burschen überholten sie und verstellten ihr den Weg, und wieder umschlang sie einer und bog ihren Kopf zurück, um sie zu küssen. — Da traf ihn ein Faustschlag ins Gesicht, und eine harte Hand riß ihn von Arda weg.

„Zwei Zoll Stahl zwischen die Rippen, wer das Mädel noch einmal berührt.“

Arda prallte zurück. Sie schlug voll tiefer Scham die Hände vor das Antlitz und ließ ihr Bündel fallen.

„Petrow.“

Die Burschen wichen vor dem langen, breitbrüstigen Matrosen zurück und begnügten sich mit höhnischen Jurufen.

„Oho — Titanders Braut.“ lachte einer, und ein anderer johlte laut platt: „Kiel mal, Jungs, ich kann dat gor nich begreifen, wat eigentlich mit Petrow los is?“

Aber Petrow brauste auf: „Gor nix hebtst Ji to seggen!“ und schon bligte in seiner Hand das breite Klappmesser.

Da trotteten sich die Freunde davon und Petrow nahm Arda bei der Hand und sagte barsch: „Du gehst mit mir.“

Sie nahm ihr Bündel auf und folgte ihm willenlos. Sie gingen die Sylter Allee hinauf, am Zirkus Busch vorüber. Dann wandte sich Petrow nach rechts.

Tropig blieb Arda stehen.

„Nun, worauf wartest du?“ fragte Petrow kurz.

„Geh du. Ich habe nichts mit dir zu schaffen.“ stieß sie kurz heraus, und Scham und Jorn pressten ihr die Tränen aus den Augen.

Petrow trat ganz dicht vor Arda hin, nahm ihr das Bündel aus der Hand und sagte kalt und ruhig: „Du gehst mit mir. Was willst du allein nachts in der Sündenstadt?“

Arda gedachte mit Schauern des eben erlebten Anfalles der Burschen, und so folgte sie Petrow, immer einen halben Schritt hinter ihm zurückbleibend.

Sie überquerten die Cuxhavener Allee und schritten nach dem Mülrentor-Damm.

Das massige Bismarck-Denkmal ragte wie ein Riesenturm gespenstig in die feuchten Nachtnebel.

Arda fragte jetzt ängstlich: „Wohin willst du mich führen, Petrow?“

„In ein anständiges Gasthaus. Leute deines Schlages gehören um Mitternacht nicht nach St. Pauli.“

Ein weicher Klang lag im Tone seiner Stimme.

Und nun gingen sie schweigend weiter, vom Zeughausmarkt durch die Gütten.

Diese Zeugen ältester Hanszeiten, diese halbverfallenen Fachwerkbauten, dieses wüste Geschrei aus den Kneipen wirkte auf Arda grauenerregend.

Sie ging jetzt dicht neben Petrow und drängte, schneller zu laufen, und sagte leise: „Hier ist's schrecklich.“

Petrow nickte und lief schneller und am Holstenplatz bog er ein. Der Regen legte jetzt wild über den Asphalt. Arda war zum Umsinken ermattet. Sie griff nach Petrows Arm und stützte sich.

„Ist's noch weit?“

„Wir sind am Bief. Ich werde dir hier ein Zimmer mieten auf zwei oder drei Tage, dann werden wir weiter sehen.“

Noch unter der Tür sagte Arda: „Fragst du denn nicht, was ich — ich meine, warum ich hier bin?“

„Was kümmert das mich! Du brauchst jemanden, der dir hilft; und das genügt mir. Ich kann auch mal eine anständige Gestinnung haben.“

Sie traten in den Vorraum des Hotels „Holstentor“ und Petrow läutete nach dem Zimmerkellner.

Er sprach leise mit ihm, gab ihm Geld und reichte dann Arda die Hand.

„Ich muß morgen früh mit meinem Schoner nach Bremen und komme erst übermorgen abend zurück. Wenn du willst, kannst du mich abends sieben Uhr an der Lombardbrücke treffen, dort, wo die Alsterdampfer halten. Ich verspreche dir, dich in keiner Weise zu behelligen. Und nun ruhe dich aus. Gute Nacht.“

Er trat wieder in den Regen hinaus, und Arda ließ sich vom Zimmermädchen in ihr Zimmer führen.

6. Kapitel.

Herbst. Herbst in Friedrichsruh.

Der buntblättrige, ehrwürdige Sachsenwald rauschte wehmütige Abschiedsweisen, und Tränen, gelbe, rötliche, und braune Tränen rinnen von den alten Kiefernästen herab und decken nun die knorrigen Wurzeln.

Am Ausgang der Waldstraße, die zwischen Mausoleum und Dirichthöhe nach dem Schlosse führt, stand Feodora von Braun. Sie trug ein enges, graues Kleid von vornehmstem Stil.

Den großen Florentinerhut hielt sie in der linken Hand an einem Band von rosa Farbe wie ein Körbchen, und darin lagen bunt durcheinander Blätterbüschel und einige Herbstblumen.

Sie stützte sich leicht auf einen braunseidenen Sonnenschirm und blickte über die weiten, weiten Wälder.

Von der Sägemühle oberhalb des Bahnhofes erklang eintöniges, schwaches Surren. Das einzige Geräusch in diesem Gottesfrieden.

Feodora wandte sich jetzt seitwärts zu einer Dame, die am Raine saß und in ihrem Schoße Blumen und Blätter zu einem Kranze wand.

Frau von Braun sagte: „Mir tut es leid, Jeanette, daß ich wieder fort muß von diesem wunderherrlichen, friedvollen Plage. Hier kann man wirklich alle Sorgen in Wald und Heide ertränken. Warum lächelst du, Jeanette?“

„Verschiedene Gründe, meine Liebe. Erstens, weil du von Sorgen sprichst, die du ertränken willst. Du, die vergötterteste, beneidetest Frau von Berlin. Ach bitte, laß mich ausreden. Und zweitens, weil ich mich freue, daß ich von hier wegkomme. Ruhig ist es hier, keine Frage, sogar sehr ruhig. Aber vier Wochen hier, in dieser Gegend, vier Wochen in Wohldorf, ist etwas reichlich viel. Aber heute über acht Tage, da soll es anders sein. Mein Mann eröffnet die Saison mit dem Regimentsfest. Du kommst doch, Fee, ach bitte, versprich mir, daß du kommst.“

„Wir sprechen noch darüber, Jeanette. Doch jetzt erhebe dich, bitte, gefälligst. Wir pilgern bis nach Numahl, dann fahren wir 11,27 mit dem Express alias Vorortszug nach Wohldorf.“

Feodora ergriff ihrer Freundin Hand und zog sie empor.

Am Bahnübergang kamen von Numahl her zwei Reiter.

„Das ist der junge Fürst, Fee,“ rief Jeanette begeistert, und als der junge Otto von Bismard an ihnen vorbeiritt, trat Jeanette einen Schritt vor und sagte: „Verzeihung, Ev. Durchlaucht. Ich bin die Gräfin Gotheim und bitte um die Erlaubnis, diesen Eichenkranz am Sarge des Altrichsfanzlers niederlegen zu dürfen.“

Der Knabe errödete und nahm die Mütze ab. Dann sagte er mit seiner weichen Stimme: „Oern, gnädigste Gräfin, ist Ihnen der Zutritt gestattet. Mein Leibjäger wird Sie führen.“

Er winkte dem hinter ihm reitenden Lakaien und ritt dann grüßend weiter.

„Nun kommen wir doch noch in das Mausoleum, Fee,“ rief Jeanette freudig.

Sie stiegen mit dem fürstlichen Diener die schmale Treppe empor, die zum Vortierhause führt.

Der alte, graubärtige Vortier, der viele, viele Jahre des Kanzlers treuer Diener gewesen war, schritt den Damen voran und erschloß das kleine Gotteshaus.

Dampfe Kühle schlug ihnen entgegen. Sie stiegen die wenigen Stufen empor, die zu dem schlichten Betstuhl führen, und folgten dann dem greisen Diener, der das Gitter öffnete, daß die Begräbniskammer vom Betstuhl trennt.

Nun standen sie vor den beiden, riesigen, schlichten Sarkophagen. Durch die Bügelscheiben fiel mattes Licht schräg auf den Marmor und verlieh ihm leuchtenden Glanz.

Der Diener wischte sich mit dem Handrücken die Tränen aus den Augen und sagte wehmützig: „So einen kriegt Deutschland nicht wieder, und wenn hundert Jahre vergehen. An die zwanzig gekrönte Häupter haben ihn besucht, darunter vier Kaiser und neun Könige. Meine Frau sagt immer: Nach unserm lieben Derrgott ist noch kein Mensch so geehrt und begehrt worden wie Bismard.“

Er trat an des Fürsten Sarg und strich kosend mit der Hand über den kalten, harten Stein, und Gräfin Gotheim legte ihren Eichenkranz auf den Sarkophag. Danach verließen sie das Gotteshaus und traten an die alte, morsche Bank, des Fürsten Lieblingsplatz, von dem aus er weithin über seine Waldungen blicken konnte. Die Damen setzten sich wenige Minuten, dann betohnten sie den alten, biederen Führer.

(Fortsetzung folgt.)

Bananen.

Als die Heimat der Banane ist Vorder-Indien, Ceylon und die malaischen Inselgruppen anzusehen, wo die überall verbreitete und in zahlreichen Sorten verwilderte Musa paradisiaca auch in wildem Zustande mit kleinen, grünlichen Früchten vorkommt, welche keimfähigen Samen tragen. Das Vorkommen samentragender Bananen ist bemerkenswert, weil die kultivierten Bananen bekanntlich niemals Samen bringen und durch Wurzelschosse vermehrt werden müssen. Die beiden Arten *Musa paradisiaca* und *sapientum* lassen sich botanisch nicht aufrecht erhalten, wohl aber kann man die zahlreichen Kulturformen, von denen man in Indien allein über 50 kennt, in zwei Gruppen, Obst- und Gemüsebananen, teilen. Die Verwendung der Bananen als Obst ist wahrscheinlich so alt wie die indische Kultur selbst. Europa lernte sie durch den Zug Alexanders des Großen kennen. Während die Banane noch vor 20 Jahren bei uns nur selten eingeführt würde, nimmt die Einfuhr zurzeit nach England und Deutschland von Jahr zu Jahr zu und erreichte im Jahre 1913 bei uns bereits 450 556 Doppelpentner. Die meisten kommen über Hamburg von Jamaica, Westafrika und ein kleiner Teil auch von den kanarischen Inseln.

Die Obstbananen oder eigentliche Bananen, der Typus der *Musa sapientum*, bringen meistens keine, etwa fingerlange Früchte mit zartem gelblichem Fleisch. Es gibt daher auch weißgelbe, rote und solche von runderlicher Apfelsform. Die kleineren

Sorten sind meist die geschäftlicheren, weil sie im Geschmack fetter sind. Was man gegenwärtig in der Ceylon-Ausstellung sieht, ist die Sorte, welche der Engländer unter dem Namen „Ladiesfinger“ als die köstlichste bevorzugt.

So wichtig die Obstbanane in ihrer Heimat auch ist, als Nahrungsmittel steht sie gegen die Gemüsebanane doch weit zurück. Diese Banane oder *Bilang* verkörpert den Typus der *Musa paradisiaca* und ist äußerlich daran zu erkennen, daß die männlichen Blüten mit ihren Hochblättern ziemlich lange am Blütenstande verbleiben und die Früchte bis zu 30 Ztm. lang werden. In Ostafrika hat man sogar Sorten, deren Früchte bei Armsbreite einen halben Meter Länge erreichen und eine Form von *Musa corniculata* soll Früchte geben, an welcher sich drei Mann satt essen können. Diese Bananengattung verdankt ihren Nährwert dem hohen Gehalt an Stärke. Sie werden in nicht ganz ausgereiftem Zustande in der mannigfachen Weise zubereitet, gekocht, gedämpft, gebacken, und der singalesische Koch versteht aus ihnen mancherlei Süßweissen herzustellen. Das Bananennmehl, welches in manchen Gebieten Afrikas eines der wichtigsten Nahrungsmittel darstellt, wird in der Weise gewonnen, daß man die Bananen schält, in Streifen zerlegt und dann an der Sonne oder über Feuer trocknet. Sie werden dann zu Mehl zerstoßen, welches sich, trocken aufbewahrt, lange Zeit hält. Läßt man die reifen Gemüsebananen mit einem Zusatz von Coracana, einer tropischen Getreideart, die auch in der Ceylon-Ausstellung in Samen und Pflanzen gezeigt wird, gähren, so entstehen berauschende Getränke, die an Bier oder Wein erinnern.

Die Banane gedeiht nur im heißen und feuchten Tropenklima. Trockenheit verträgt sie nicht.

Vermischtes.

— Der plötzliche Tod der Badenden. Nicht selten hört man von plötzlichen Todesfällen, die sich in Fluss- und Seebädern ereignen. Die Erklärung, die man gewöhnlich dafür gibt, ist, daß den Badenden infolge der Ueberanstrengung und Erregung ein Herzschlag getroffen hat. Auch der volle Magen gilt bisweilen als Ursache, indem man annimmt, daß der Ertrunkene unter Wasser erbrochen hat. Aber diese Gründe wirken nicht ganz plausibel, wenn man bedenkt, daß die Schwimmer gewöhnlich junge kräftige Leute, häufig auch recht geübt, bei denen ein Herzfehler sehr unwahrscheinlich ist. Auch haben die meisten Sektionen der Leichen am Herzen nichts gefunden. Es ist nun recht interessant, eine Hypothese zu hören, die Dr. A. Gütlich-Frankfurt in der Medizinischen Klinik entwickelt hat. Er zieht den sog. Vestibularapparat des inneren Ohrs heran, dessen Störungen Schwindel, unwillkürliche Augenbewegungen (Nystagmus) und Erbrechen hervorrufen können. Derartige Erscheinungen treten bei gewissen Menschen, besonders solchen, die eine Läsion des Trommelfelles besitzen, aber auch bei anderen, deren Trommelfell intakt ist, auf, wenn man ihnen kaltes Wasser ins Ohr spritzt. Die plötzlichen Todesfälle im Wasser sind durch solche Reizungen des vestibulären Apparates zwanglos zu erklären. Es gibt eine Menge Menschen, die einen alten Riß im Trommelfell von Jugend an besitzen, ohne etwas davon zu spüren. Auch kann es bei einem mißlungenen Kopfsprung zu einem Riß führen. Dann bringt kaltes Wasser durch den äußeren Gehörgang in die Paukenhöhle und reizt von hier aus den vestibulären Apparat. Es kommt zu Orientierungsstörungen — denn das Vestibulum ist das statische Sinnesorgan — zum Erbrechen infolge Reizung der Magenerven auf nervösem Wege vom Gehirne her. Dabei ist ein voller Magen natürlich gefährlicher als ein leerer. Man mühte daher, so verlangt Dr. Gütlich, Leute mit Trommelfellschäden warnen, allzu lähne Kopfsprünge auszuführen oder in zu kaltem Wasser unterzutauchen. Ein ins Ohr gesteckter Watterpfropfen ist ein gutes Vorbeugungsmittel gegen die Gefahr, die dem inneren Ohr droht.

Charade.

(Vierstellig.)

Es kam der Herbst schier über Nacht,
Da war das Erste loth geworden;
Das Zweite fuhr daher mit Macht,
Die beiden Letzten hinzumorden.

Nun, da der Lenz die Muren weckt,
Da alle Knochen auferstehen,
Hab' ich im Ersten tief versteckt
Das Ganze anmutsvoll gesehen.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schwach-Aufgabe in voriger Nummer:

- 1. L e 5 — f 2 K e 5 u. f 6 oder A) u. B)
- 2. L f 2 — d 4 setzt Matt.
- A) 1. K e 5 — d 6.
- 2. S a 3 — e 4 setzt Matt.
- B) 1. V e l l e b i g a n d e r s .
- 2. L f 2 — g 3 setzt Matt.